

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Im alten Reich

Lebensbilder deutscher Städte

Der Süden - neunzehn "Städtebilder"

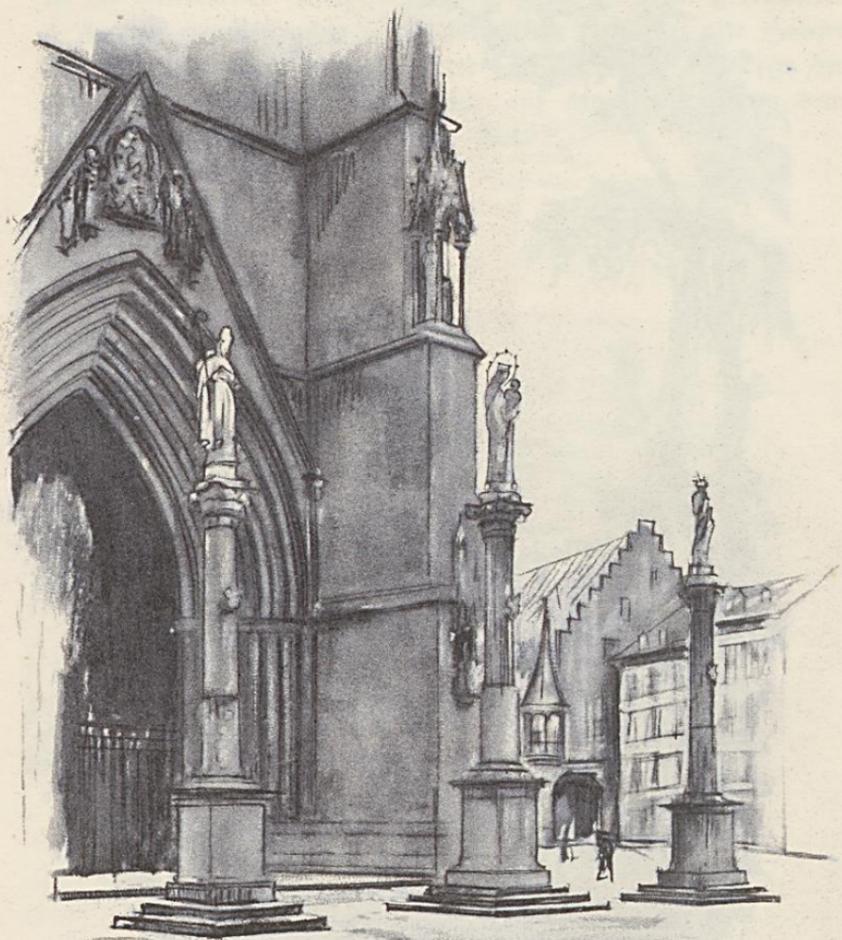
Huch, Ricarda

Bremen, 1927

Freiburg



Freiburg
Blick auf das Münster



Freiburg
Der Münsterplatz



Freiburg

Im 13. Jahrhundert lag die Stadt Freiburg in erbittertem Kampfe mit ihrem Landesherren, dem Grafen von Freiburg. Dabei zeichnete sich ein Metzger namens Hauri besonders aus, indem es ihm glückte, den Bischof von Straßburg zu töten, der dem Grafen, seinem Schwager, zu Hilfe gezogen war. An der Stelle, wo er den Schlag vollführt hatte, wurde eine Denksäule errichtet, und um den heilbringenden Täter auf alle Zeit zu ehren, wurde seitdem, so heißt es, der Junft der Metzger bei der Fronleichnamsprozession der Vortritt eingeräumt. Man kann nicht weniger fürstendienerisch sein. Dennoch war Freiburg eine Fürstenstadt, von einem Fürsten gegründet und unter fürstlichem Schutz erwachsen.

Die Jähringer stützten sich nicht wie die Hohenstaufen auf den Adel, sondern im Gegensatz zum Adel auf die Städte, die sie gründeten, damit sie namentlich gegen die Burgunder Herren Stützpunkte bildeten. Einige von diesen, vor allen Bern und Freiburg im Achtland, sind in der Folge mächtige Republiken geworden. Herzog Konrad erhob im Jahre 1122 das Dorf zur Stadt, das unterhalb einer von Herzog Bertold auf den Trümmern eines alten Römerkastells erbauten Pfalz entstanden war. Er stiftete einen Markt und lud Kaufleute ein unter dem Versprechen freien Geleits, das er bekräftigte, indem er einem freien Manne und den Marktgeschworenen die rechte Hand reichte. Bürger der Stadt waren alle,

die ein freies Eigentum von einer Mark Silber im Wert besaßen. Mit großzügigem Sinn verließ er den Bürgern das Recht, den Schultheißen, der dem Gericht vorstand, und ebenso den Pfarrer selbst zu ernennen, sich nur das Bestätigungsrecht vorbehaltend. Als Recht gab er ihnen das der berühmten Handelsstadt Köln, das sich später im Anschluß an das schwäbische Landrecht ausbildete und Rechtsquelle für die umliegende Gegend wurde; Freiburg wurde der Oberhof für vierunddreißig Städte im Oberlande. Natürlich hatte der Herzog das Recht, die Bürger zum Kampf aufzubieten, aber doch nur zu seiner Verteidigung und nicht weiter als eine Tagereise von der Stadt, damit Handel und Wandel nicht allzusehr gestört würden.

Das alte und angesehene Geschlecht der Bertolde, das seinen Ursprung von den Grafen vom Breisgau herleitete und in Schwaben begütert war, fühlte sich von den mächtigen Hohenstaufen verdrängt und geriet in den großen Gegensatz der Welfen und Waiblinger. Von Kaiser Lothar durch die Belehnung mit Burgund gewonnen, dann wieder von den Hohenstaufen durch die Aussicht auf das Herzogtum Kärnten und die Markgrafschaft Verona, woher der Herzogstitel stammt, wurden sie von Barbarossa durch seine Heirat mit der Erbin von Burgund gereizt. Nach dessen Tode wählte die päpstliche Partei Herzog Bertold V. zum König; er erwog die Möglichkeit, konnte sich aber doch nicht entschließen, den Kampf mit dem Imperatorengeschlecht der Staufer aufzunehmen. Es scheint, daß die Jähringer wohlwollende, einsichtige, von Herrschsucht freie Menschen waren, die gern säten und Frucht wachsen sahen und sich der Güter des Friedens erfreuten. Der Letzte machte ein Ende mit Papst und Kaiser und dem politischen Getümmel und zog sich mit seinen Vasallen auf das schöne Schloß Freiburg zurück, wo er Becher und Lieder klingen ließ. Während Herbststürme und Frühlingswetter um die Mauern brausten, las der adlige Dichter sein Lied vom Helden Alexander vor, der die Welt

eroberte und von den Pforten des Paradieses zurückgewiesen wurde, verlachten die glücklichen Zecher die unter Acht und Interdikt seufzende Welt und die Wut der Mönche, denen die herzogliche Wirtschaft da oben höllisch vorkam.

Die Grafen von Urach, die, als mit Bertold V. verschwägert, die Erbschaft antraten, fanden in Freiburg ein Gemeinwesen vor, das in dem Mit- und Gegeneinanderwirken von Edlen, Kaufleuten und Handwerkern erstarkt und gegen fürstliche Eingriffe sehr empfindlich war. In der Mitte des 13. Jahrhunderts mußten es sich die Patrizier gefallen lassen, daß dem Rat der Vierundzwanzig, den sie bisher ausschließlich besetzt hatten, ein neuer Rat von vierundzwanzig Mitgliedern beigelegt wurde, ohne den die Angelegenheiten gemeiner Stadt nicht mehr behandelt werden konnten. Einzig das Gericht blieb dem alten Rat vorbehalten. Auch sonst war der alte Rat immer noch bevorzugt, indem seine Mitglieder lebenslänglich gewählt wurden. Der neue Rat bestand auch nicht etwa nur aus Handwerkern, sondern wurde aus allen drei Ständen, Edlen, Kaufleuten und Handwerkern gewählt. Die Grafen versuchten zunächst, ihren Einfluß zu mehren, indem sie das Recht, den Schultheißen, den Bürgermeister und die Junftmeister zu ernennen, an sich rissen. Einen solchen Machtzuwachs gönnte die Stadt den Grafen nicht, und es entspannen sich darüber Kämpfe, die schließlich für die Stadt günstig ausgingen. Eine Veränderung der Verfassung wurde in dem Sinne vorgenommen, daß der Rat den Bürgermeister, die Jünfte die Junftmeister wählen, der Graf sie mit dem Amt belehnen solle; tue er es nicht, so heißt es im Vertrage, so bleiben jener doch Bürgermeister und diese Junftmeister. Ohne Wissen und Willen des Rats dürfe der Graf keinen Krieg anfangen, aber seinen Freunden und Dienern helfen „ane wider das Riche“. Schließe die Stadt Bündnisse, wozu sie das Recht hatte, so behalte sie den Landesherrn vor; helfe jedoch der Graf jemandem, gegen den die Bürger verbündet waren, so ständen sie nicht ihm, sondern

ihren Eidgenossen bei. Das Münzrecht ging auf die Stadt über. Wenn schließlich die Grafen einen der Vertragspunkte brechen sollten, so dürften die Bürger, wen sie wollten, zum Herrn annehmen. Basel, Breisach, Straßburg und das nahe Dillingen waren die Städte, mit denen Freiburg am häufigsten und engsten verbunden war; daneben kamen gelegentliche Verbindungen mit Mainz, Worms, Speyer, Bern, Lindau, Überlingen, Rottweil vor.

Während dieser Zeit, wo Freiburg, ungeachtet es in viele Fehden verwickelt war, an Macht und Reichtum stetig zunahm, genoß das größte Ansehen die Familie Schneulin, die fast immer das Amt des Bürgermeisters und oft auch das des Schultheißen bekleidete. Sie spaltete sich in vierzehn Äste und ist erst im Jahre 1833 ausgestorben. Die Schneulin waren sehr reich, besaßen Güter und Dörfer und mehrere ganz eingerichtete Häuser in der Stadt. Sie betrieben auch kaufmännische Geschäfte, wie das überhaupt viele Adlige taten, ohne deshalb ihren Stand aufzugeben. Die Thurner und Woleb bezogen ihren Reichtum aus den Silbergruben im Breisgau, mit deren Betrieb die Grafen vornehme Bürger gegen einen gewissen Gewinnanteil belehnten. Andere hervorragende Adelsfamilien waren die von Tüfelingen, die Herdern, die Hohenfist und Valkenstein.

Mit Neid und Groll sahen die Grafen den Wohlstand der Stadt, die sich zum Gläubiger ihres Herrn aufschwang; denn sie gerieten immer tiefer in Schulden. Pfalzgraf Göz III. von Tübingen, der des Grafen Friedrich Tochter Klara heiratete, paßte augenscheinlich in die Familie: er war so verschuldet, daß er schließlich Tübingen den Grafen von Württemberg verkaufte, sich selbst als fröhlicher Jäger, wie es Umland besungen hat, nur die Hundelege im Kloster Bebenhausen und die Jagd in Schönbuch vorbehaltend. Er und seine Frau zogen nach Freiburg und gefielen der Bürgerschaft gut, besonders Klara, so daß sie sie nach dem Tode ihres Vaters zur Herrin wählten. Sie versprach, wenn ihr

Mann sterben sollte, sich nur mit Wissen und Willen des Rats wieder zu verheiraten, und ließ sich den Ritter Schneewalin im Hof und zwei andere Herren zu Vormündern setzen. Hiergegen klagte ihr Oheim Egeno beim kaiserlichen Hofgericht, das zu seinen Gunsten entschied, worauf Alara, der Herrschaft und Titel offenbar nicht übermäßig am Herzen lagen, ihre Ansprüche an Egeno verkaufte und Bürgerin der Stadt Freiburg wurde. Egeno hielt den Kampf um Freiburg, währenddessen die Bürger seine Burg zerstörten, nur zwei Jahre aus; dann verzichtete er auf die Stadt und alle seine Rechte und überließ es ihr, sich zum Herrn zu wählen, wen sie wolle. Etwa hundert Jahre später erlosch das Geschlecht der Grafen von Freiburg.

Es ist merkwürdig, daß die Stadt, die mit so viel Energie ihre Unabhängigkeit verteidigt hatte, diesen Augenblick nicht benutzte, um die Reichsunmittelbarkeit zu erlangen. Allerdings war Freiburg immer eine Fürstenstadt gewesen ohne unmittelbare Beziehungen zum Reiche; aber später brachten die Umstände ihr als Geschenk, was so viele mit Opfern erstrebten, und doch tat sie nichts, um sich die Reichsfreiheit zu erhalten, die sie mehrere Jahre ohne ihr Zutun genossen hatte. Man möchte fast glauben, es habe an der Dreisam ein Genius gewaltet und die Stadt und die Fürsten ergriffen, dem ein schöner Augenblick und ein leichtes Herz wichtiger war als Besitz, Herrschaft und gesicherte Zukunft. Anstatt sich auf sich selbst zu stellen, ergaben sich die Freiburger, nachdem sie sich eben der Freiburger Grafen entledigt hatten, den Herzögen von Osterreich, deren Machtpläne ihnen aus den Vorgängen in der benachbarten Schweiz bekannt sein mußten. Die Habsburger besaßen in den ober-rheinischen Landen schon mehrere Reichsstädte in Pfandschaft, nämlich Schaffhausen, Rheinfelden, Neuenburg und Breisach, und es lag ihnen sehr daran, dies Gebiet abzurunden, das ihnen als Vormauer gegen Frankreich bedeutsam war. Die Sage bringt mit dem Übergang Freiburgs an

die Oesterreicher den Ritter Malterer in Verbindung, den Sohn eines einfachen Breisacher Bürgers, der zu Reichthum gekommen war. Der junge Malterer, einer der glänzendsten Ritter in Freiburg, zog mit Erzhertzog Leopold in die Schlacht bei Sempach, wo der stolze und schöne Fürst und mit ihm die Blüte des Adels von den Schweizer Bauern erschlagen wurde. Über Leopolds Leiche hingestreckt fand man die des Ritters Malterer, der seinen Herrn mit dem eigenen Leibe zu schützen versucht hatte, und so vereinte der Tod, was zusammengehörte; denn der junge Malterer war, so erzählt die Sage, Erzhertzog Leopolds natürlicher Sohn gewesen. Als solcher hat er, heißt es, die Stadt zum Anschluß an Oesterreich gedrängt. Daran ist gewiß so viel wahr, daß der in Freiburg so zahlreiche Adel naturgemäß zu Oesterreich neigte und seinen Einfluß in dessen Interesse geltend machte. Fast zugleich wurde ihm der Erfolg zum Verhängnis; denn durch die denkwürdige Bauernschlacht erlitt der Freiburger Adel große Verluste, die einen Aufschwung und Sieg der Jünfte ermöglichten, was wiederum verschiedene Geschlechter zur Auswanderung veranlaßte. Zwar blieben die Ämter des Schultheißen und des Bürgermeisters immer noch in den Händen des Adels; aber er verlor allmählich das Interesse an der Stadt, die er nicht mehr beherrschte, und aus der Handelsstadt wurde eine Handwerkerstadt.

Unter den habsburgischen Fürsten waren zwei von der genialisch leichtlebenden Art, wie Freiburg sie schon früher gekannt hatte: Friedrich mit der leeren Tasche, der von Kaiser Sigismund seiner Länder beraubt und als Bauer verkleidet umherzog, sein Unglück in Liedern sang und das Volk für sich gewann, und Siegmund, der Letzte aus der Tiroler Linie, der mit seiner Frau, Leonore von Schottland, sich an Kunst und Gefängen erfreute und so unbesonnen verschwendete, daß er, um Geld zu bekommen, Karl dem Kühnen die Landgrafschaft Elsaß, die Grafschaft Pfirt und die fünf Rheinstädte verpfändete und später die gesamten

österreichischen Vorlande an Bayern verkaufen wollte. Der letzte und bedeutendste Vertreter dieser Art der Freiburger Herren war Maximilian, zugleich Kaiser: immer voll Schulden, hinreißend liebenswürdig, voller Einfälle, voller Schrecken, ruhmjelig, großartig, unbekümmert, vorurteilsfrei, Dichter und Künstler. Nach ihm kam ein anderes, spanisch-jesuitisches Österreich auf, das wenig zu dem fröhlichen, schönheitliebenden Freiburg paßte, und in das es sich doch hineinzwängen ließ, weil es zum Märtyrertum keinen Beruf fühlte.

„Es ist unbegreiflich,“ hat Prinz Eugen einmal gesagt, „wie die Völker von ihrer angeborenen Energie und Stammkraft ausarten.“ Diese Degeneration läßt sich auch in Freiburg verfolgen. Zur Zeit Maximilians behielt sich die Stadt, entgegen dem Willen des Kaisers, ihres so beliebten Herrn, die Freiheit vor, an dem durch den berühmten Stadtschreiber Ulrich Zasius ausgearbeiteten Recht Änderungen vorzunehmen. Als im Jahre 1509 dem Erzherzog Ferdinand gehuldigt wurde, nahmen die Bürger Anstoß an dem Wort Untertanen, daß in der Huldigungsformel vorkam; aber daß das Wesen der Macht ihnen Stück für Stück entwunden wurde, ließen sie sich doch gefallen. Nach dem Aussterben der zweiten Tiroler Linie fielen die Vorlande an Kaiser Leopold I., der 1651 eine Regierung in Freiburg einsetzte und dadurch die Selbstverwaltung aufhob, wenn auch die Stadt noch immer betonte, daß ihre Freiheit „nit ein gering Kleinot“ und die beste Waffe gewesen sei, mit der sie sich ihrer benachbarten Feinde erwehrt habe. Die Regierung wurde das Vorderösterreichische Wesen genannt und die an ihr Angestellten die Wesens-Personen. Die höheren Ämter beanspruchte und bekam der Adel, der zugleich mit dem Wesen in die Stadt gezogen war, die Andlau, Böklin, Kageneck, Silkingen-Hohenberg, wie auch die Familien, die noch vom alten Stadttadel übriggeblieben waren, wie die Schneulin, Valtenstein und Roggenbach; zusammen bildeten sie nun eine

Kaste, die die Stadt eher belästigte, während einst der Adel ihre Freiheit und Macht am allerwirksamsten vertreten hatte. Noch Maximilian I. hatte dafür gesorgt, daß die öffentlichen städtischen Lasten von den Ständen gleichermaßen getragen wurden; die nunmehrige kaiserliche Regierung, die sich überhaupt auf den Adel stützte, befreite den ganzen vorderösterreichischen Ritterstand von der städtischen Gerichtsbarkeit und allen anderen bürgerlichen Verpflichtungen, wogegen die Stadt vergeblich prozessierte. Die alte ehrwürdige Begrüßungsformel der städtischen Regierung: Wir, Bürgermeister und Rat der Stadt Freiburg, entbieten allen unseren Jurisdiktions-Zugehörigen, Satz- und sonst Verburgerten, auch allen unseren Jünstigen, Untertanen und Schirmverwandten, unseren Freunden, gutwilligen und gnädigen Gruß!" wurde abgeschafft; dem Landesherrn gegenüber durfte sich der Stadtrat nicht mehr als „gutwillig“, sondern mußte sich als „gehorsam“ unterzeichnen.

Zwei Kleinodien jedoch hat sich Freiburg durch allen Wandel der Herrschaft und Sitte, der Eroberung und Zerstörung bewahrt: das Münster und die Universität. Gründer derselben war Herzog Albrecht von Osterreich, Herr der Vorlande um die Mitte des 15. Jahrhunderts. Er war der jüngere Bruder Friedrichs, des späteren Kaisers, mit dem er in eifersüchtiger Verfeindung lebte. Der Gegensatz lag in der Verschiedenheit ihrer Naturen begründet: Friedrich war träge, geizig, stetig, hartnäckig und mißtrauisch, Albrecht verschwenderisch, ruhelos, wetterwendisch und leicht zu beeinflussen. In den Freiburger Kämpfen zwischen dem Adel und den Jünsten unterstützte er den Adel und ging so weit, daß er die Jünste, soweit sie eine politische und militärische Organisation waren, aufhob. Handwerker, sagte er, hätten weder das Vermögen, noch die Einsicht und Gewandtheit, um Ratsherrnstellen auszufüllen. Durch diesen damals unerhörten, tyrannischen Eingriff erregte Albrecht große Unzufriedenheit, und vielleicht schien es ihm oder seinen Räten

angebracht, die Stadt durch eine außerordentliche Gabe zu versöhnen. Man hat die Stiftung der Universität auch dem Einfluß der Gemahlin Albrechts, Mechtilde, Pfalzgräfin bei Rhein, die aber damals schon von ihrem Manne getrennt lebte, zugeschrieben. Sie hatte an der heimatlichen Universität Heidelberg ein Vorbild und regte später ihren Sohn aus erster Ehe, den Grafen Eberhard von Württemberg, zur Gründung der Universität Tübingen an. Für die städtische Regierung war das Geschenk insofern zweischneidig, als die Universität eine selbständige Körperschaft kirchlichen Charakters mit eigener Gerichtsbarkeit und von bürgerlichen Lasten befreit war, und die Städte ohnehin mit der anspruchsvollen Geistlichkeit genug zu schaffen hatten; indessen bewiesen Rat und Bevölkerung Einsicht und hohen Sinn, indem sie die Stiftung durch reiche Zuwendungen förderten. Sie hatte die höchste Blüte unter Maximilian I., Albrechts Neffen, der für Freiburg eine besondere Vorliebe hatte, und dessen sprühende Persönlichkeit überall wie Sonnennähe wirkte. Sein Kanzler Konrad Stürzel, sein Beichtvater Georg Reich, der Geschichtsschreiber Jakob Mennel, der sich zuletzt im Auftrage des Kaisers ganz der Erforschung der Habsburger Familiengeschichte widmete, waren Lehrer an der Freiburger Universität.

Die reizbare Stimmung zwischen Universität und Stadt zeigt sich anziehend und ergötzlich in einem Vorfall, den die Chronika derer von Zimmern berichtet. Eines Tages wurde in Freiburg ein junger Mensch ergriffen, der seinem Herrn, dem Abt von Tennenbach, bei dem er Organist war, silberne Becher entwendet hatte. Er wurde vom städtischen Gericht zum Strang verurteilt, was allgemein sehr hart gefunden wurde, um so mehr als der Dieb noch sehr jung und bisher unbescholten war. Besonders die Geistlichen und die Universität bemitleideten den armen Sünder, und der derzeitige Rektor, Wilhelm Werner von Zimmern, der in Freiburg studierte, ließ sich gern bereden, ihn zu retten und damit zu-

gleich der Stadt einen Poffen zu spielen. Wilhelm Werner, Rektor und Student, ein junger Graf von Hanau-Lichtenberg und eine Menge Magister, Doktoren und Studenten begaben sich in das Spital, wo nach altem Herkommen der Verurtheilte den letzten Gnadentrunk, das St. Johanneswasser, trinken sollte. Diese Gelegenheit benutzten die beiden jungen Herren, ihn vom Strick des Scharfrichters loszuschneiden und an sich zu ziehen. Der gleichfalls anwesende Schultheiß, ein Schneulin von Bernlapp, wollte diesen Eingriff in die städtische Gerichtsbarkeit nicht dulden, rückte mit seinen Reitern vor und wies die Stadtknechte an, sich des Jungen wieder zu bemächtigen. Es entspann sich ein Handgemenge, bei dem die Universitätsgenossen Sieger blieben. Da läutete der Schultheiß auf der Stelle den Rat zusammen und erhob Klage über das gewaltthätige Unterfangen der Studenten, die ihrerseits auf eine ihnen zustehende Freiheit pochten, von der sie Gebrauch gemacht hätten. Als sie drohten, sich an den Kaiser zu wenden, wenn man die Rechte der Universität nicht wolle gelten lassen, lenkte der Rat ein, bat aber, die Studenten möchten sich künftig in ihren Freiheiten mäßigen. Der Befreite mochte sich seines so wunderbar geretteten Lebens nicht ganz sicher fühlen und trat in ein Barfüßerkloster ein. Die Sitte, junge Leute aus vornehmem Geschlecht, die in Freiburg studierten, zu Rektoren zu wählen, soll sich erhalten haben, bis im Jahre 1540 ein Graf Felix von Zollern sich so betragen habe, daß der Beschluß gefaßt worden sei, inskünftig nur noch Gelehrte dieser Ehre theilhaft zu machen. Wilhelm Werner von Zimmern aber konnte sich noch rühmen, beim Tode des Königs Philipp von Spanien 1506 als Rektor die schwarze Trauerkappe zu tragen, anstatt der rotgefütterten, die für gewöhnlich zu seiner Tracht gehörte.

Während der letzten Lebenszeit Maximilians schuf Hans Baldung Grien, der phantasievollste Maler, den das Reich besessen hat, den Hochaltar für das Münster. Von den

Apostelgestalten der inneren Altarflügel nimmt man an, daß sie Porträts zeitgenössischer Freiburger sind, Köpfe von urwüchsiger, im Leben gehärteter Eigenart, zum Teil von durchsichtiger Schönheit. Es versteht sich von selbst, daß in einer geistig so bewegten Stadt die reformatorischen Ideen Eingang fanden; aber sie verbanden sich nicht mit einem in grundlegenden Lebensbedürfnissen wurzelnden Drange, vielleicht weil Freiburgs Goldschmiede, Granatschleifer und Bergleute nicht wie andere Handwerker durch die Klöster beeinträchtigt wurden. Evangelisch gesonnen war zum Beispiel der tiefsinnige und gütige Edle Hans von Schönau, der außer dem Kornalmosen für die Gefangenen Leib- und Bettwäsche und für die zum Tode Verurteilten einen Armesfünderwein auf ihrem letzten Gange stiftete. Zu Taten führten diese Gesinnungen nicht; sie erloschen unter dem gegenreformatorischen Druck, den die auf Maximilian folgenden Habsburger ausübten.

Der Mittag, der die Kultur Freiburgs im allgemeinen reifte, vollendete auch den Mittelpunkt und schönsten Schatz des Stadtbildes: das Münster. Eine von der ostwestlich orientierten Verkehrsstraße abgehende enge Seitenstraße führt zu dem Platze, wo es liegt, umringt von Häusern und im weiteren Kreise von dunklen Bergen. Es ist kein Platz abgesonderter Stille, wie er sonst wohl der Hauptkirche eingeräumt wird, sondern des täglichen Marktgewimmels; das prächtige Kaufhaus und das gediegene Kornhaus, Sitz der städtischen Verwaltung, grenzen daran. Mitten aus der fröhlichen Geschäftigkeit des Alltags wächst das Ehrenhaus der Gottesmutter und der Stadt, vom blühenden Schimmer seiner Steine wie von einer Rosenhecke umspinnen. Seine Bauzeit erstreckte sich über drei Jahrhunderte, während welcher es aus romanischen Anfängen in reine Gotik gewandelt wurde. Keine der großen mittelalterlichen Kirchen Deutschlands ist außer dieser im Mittelalter selbst fertig geworden und so erhalten; selten wurden ja die Türme ganz ausgebaut,

und wenn es geschah, so wurden oft die Spitzen durch Blitzschlag oder Stürme zerstört und in anderem Geschmack ersetzt. Fehlt dadurch dem Freiburger Münster auch der Reiz über- raschender Abweichungen, so ist es doch durchaus nicht langweilig korrekt; ein Frühlingshauch des Glücks umschwebt es, eine Blume, der der Himmel ungestörtes Erblühen beschieden hat. Es hat nichts Ungeheueres, nichts Sinnverwirrendes; es dient einer Gottheit, die sich in lieblicher Gestalt offenbart. Lieblichkeit und Schönheit mildern, wohin das Auge blickt, den Eindruck des Übermenschlichen.

Die Vorhalle unter dem Turm, die den durch das westliche Portal Eintretenden empfängt, diente, wie noch die steinernen Bänke anzeigen, den Gerichtssitzungen der Schöffen; so eng verbunden waren Glauben und Leben, Kirche und Staat, daß die Hüter des Rechts sich an geweihter Stelle, gleichsam unter dem allsehenden Auge Gottes versammelten, um das Urteil zu schöpfen.

Die nördliche und südliche Seite der Eingangshalle ist über und über mit Figuren geschmückt, die die ganze Heilsgeschichte und eine Menge von religiösen Beziehungen darstellen, die dem mittelalterlichen Menschen ohne weiteres verständlich waren. Man sieht die Verlockung der Welt und die Warnungen der Engel, das Leiden und Sterben des Gottessohnes, den Sturz des Bösen und die Auferstehung der Gerechten. Auch der moderne Mensch, dem die Bedeutung im einzelnen fremd ist, wird ergriffen von dem erhabenen Sinn der in Stein aufgebauten menschlich-göttlichen Tragödie. Das Innere, ein Himmel, in dem der Mensch Gast sein darf, glüht in dem Zauberlicht, das durch farbige Fenster fließt, die größtenteils alt sind. Viele zerbrachen bei der Beschießung der Stadt im Jahre 1744 und bei der Sprengung der Festungswerke, die darauf folgte, was damals nicht einmal besonders bedauert wurde; den Auffassungen des 18. Jahrhunderts waren die mittelalterlichen so fremd geworden, daß man farbige Fenster als zu dunkel und schwer empfand. Im 19. Jahrhundert ge-

lang es, einige wieder herbeizuschaffen, einige wiederherzustellen und aus anderen Kirchen welche zu erwerben. Von den ursprünglich für das Münster bestimmten und noch erhaltenen sind die meisten von verschiedenen Zünften gestiftet: von den Rebleuten, von den Bergleuten, von den Schuhmachern, Krämern, Küfern, Bäckern und Schmieden. Nicht mehr vorhanden sind die oberen Glasgemälde des Mittelschiffs, für die der Bürgermeister Johannes Schneulin, genannt der Grefser, in seinem Testament sein bestes, mit einem seidenen Waffenkleid bedecktes Pferd und seinen besten Harnisch vermachte. Die Apostelstatuen an den Pfeilern des Mittelschiffs sind, nach den darunter befindlichen Wappen zu schließen, von Freiburger Patriziern gestiftet. Obwohl gehemmt durch den Reichtum der Ausstattung des Langschiffs und des Querschiffs strebt der Blick im Flusse der Architektur vorwärts und das erhöhte Chor hinauf. Dessen Mitte nimmt der Hochaltar mit den Gemälden Hans Baldung Griens ein, der Patronin des Doms gewidmet, ein Marienleben, das mehr ihre Holdseligkeit und Glorie als ihre Schmerzen widerspiegelt. Der geöffnete Altar zeigt die Krönung durch Gott Vater und Gott Sohn, zwei Märchenkönige, die über dem geprüften Erdenkinde die ganze Fülle des geöffneten Himmels ausschütten. Auf den geschlossenen Flügeln sieht man die Verkündigung und die Flucht nach Aegypten. Dort der Engel mit den lodernen Haaren, hier das Kind, das sein Köpfchen wie eine reife Frucht auf den Arm der lieblichen Mutter neigt, Linie und Farbe überall veranschaulichen Wunder und erwecken Glauben. Ein Gegensatz ist zwischen der frühgotischen Vorhalle und dem Chor mit dem spätgotischen Werk Baldungs wie zwischen der strengen Bilderschrift der Kirche und der freien Gläubigkeit eines reinen Herzens. Der Vorhang der Symbolik ist hier, im Allerheiligsten, zerrissen, und der Mensch, der auf gottesfüllter Erde lebt und kämpft, steht leuchtend vor uns.

Befinden wir uns im Chor im Kelch der Blume, die das

Langhaus trägt, so strahlen die zwölf Kapellen, die sich an den sechseckigen Chorausgang schließen, wie ein Blätterkranz von ihm aus. Überschwengliche Herrlichkeit ist auf allen Seiten ausgebreitet, wie wenn hier ein Quell der ewigen Schaffenskraft mündete. Vornehm und schön ist die Geburt und Anbetung von Holbein dem Jüngeren. Stifter des Altarbildes war Hans Oberriedt von Freiburg, der nach Basel übersiedelte, sich dort mit Amalia Hegggenbürlin verheiratete, als die Reformation in Basel siegte, nach Freiburg zurückkehrte und das Bild mitnahm. Es war so berühmt, daß zwei gekrönte Liebhaber der Kunst, Kaiser Rudolf II. und Kurfürst Maximilian von Bayern, es zu erwerben wünschten. Die Franzosen raubten es 1796 und brachten es nach Kolmar, gaben es aber später auf dringendes Anhalten zurück. Die vom Kanzler Maximilians, Konrad Stürzel, gestiftete Kapelle enthält einen Altar des älteren Holbein und ein von Baldung entworfenes Fenster, welches den knienden Stifter, seine Gattin, seine sechs Söhne und seine zwei Töchter darstellt. In der zweiten Kaiserkapelle befinden sich die Flügel eines von Johannes Schnewlin gestifteten Altarwerks von Hans Baldung: Christus, der von Johannes die Taufe empfängt, und Johannes auf Patmos, dem die Jungfrau auf der Mondselb erscheint. Vom Umgang aus sieht man auch die Kreuzigung Christi auf der Rückseite des Baldungschen Hochaltars, ein düsteres Bild, über das der leidenschaftliche Liebeschmerz Maria Magdalenens eine dämonische Flamme wirft. Ein junger Mann mit vornehm das innere Leben maskierendem Gesicht soll des Malers Selbstporträt sein. Die Predella zeigt die Bildnisse der damaligen Münsterspflieger: Bürgermeister Sebastian von Blumeneck und die Ratsherren Egid Has, Ulrich Wirtner und Nikolaus Scheser, prachtvolle Charakterköpfe. Von den Glasfenstern stammen mehrere bestimmt, andere wahrscheinlich von Baldung Grien. Seine flächige, hochfarbige Kunst war für den durchsichtigen Stoff, die hohen und breiten Scheiben und ihre erhöhte Stel-

lung besonders geeignet. Vergleicht man sie mit den Fenstern des Schiffes, so ist es auch hier wieder, als sollte aus mystischen Zeichen der Mensch festumrissen in königlicher Blut hervortreten.